

# Beruf Volkskundler/in?

Autor(en): **Bellwald, Werner**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Volkskunde : Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde = Folklore suisse : bulletin de la Société suisse des traditions populaires = Folclore svizzero : bollettino della Società svizzera per le tradizioni popolari**

Band (Jahr): **92 (2002)**

Heft [1]

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1003964>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Beruf Volkskundler/in?

*Volkskunde als Beruf – gibt es das, kann das überhaupt funktionieren? Die hier beginnende Serie entstand auf Vorschlag der Redaktion und soll dem Publikum auf eine ungewohnte, doch eigentlich wichtige Frage mögliche Antworten geben. Ein erster Beitrag erzählt von den Erfahrungen eines selbständigerwerbenden Volkskunders. Werner Bellwald studierte 1981–1987 Volkskunde, Geschichte und historische Hilfswissenschaften in Basel und schloss 1995 bei Frau Prof. Dr. Christine Burckhardt-Seebass mit einer Dissertation ab. Seither arbeitet er freiberuflich und ist vor allem im Kanton Wallis tätig.*

*Weitere Beiträge aus dem Berufsalltag früherer Volkskundestudentinnen und -studenten sind geplant. Sie gewähren Einblick in eine Fragestellung, die gerade die heute Studierenden interessiert, doch in der Öffentlichkeit selten aufgegriffen wird.*

## Beruf Volkskundler/in?

### Was tun Studierende der Volkskunde nach der Universität?

#### Vorbemerkung

Der folgende Beitrag ist ein persönlicher Erfahrungsbericht; er beansprucht weder Verallgemeinerbarkeit noch Vollständigkeit, sondern soll auf anschauliche Art nachvollziehbar machen, wie es im Verlauf der Jahre dazu kam, heute als teilweise freiberuflicher Volkskundler zu arbeiten. Ich hoffe, dass auch andere VolkskundlerInnen aus Museen, Universität, Medien und weiteren Arbeitsfeldern bereit sein werden, hier von ihren Erfahrungen zu erzählen – zum Vorteil junger Studierender, zumal Volkskunde kein Schulfach ist und sie sich noch mehr als in anderen Disziplinen Gedanken über ihre Zukunft machen müssen. Vielleicht ist im folgenden mein Augenmerk auf den Geldverdienst auch darum so stark ausgefallen. Doch beginnen wir von vorne ...

#### Schlechte Prognosen

Der Anfang gestaltete sich ziemlich desillusionierend. An einem Informationsabend für potenzielle Studienanfänger bemerkte Professor Graus (Geschichte) trocken: «Die Berufsaussichten stehen sehr schlecht.» Gleichermassen warnte Professor Trümpy (Volkskunde), Stellen gebe es kaum welche. Was die Berufsberaterin sagte, möchte ich Ihnen hier ersparen... Hätte ich damals auf diese Stimmen gehört, hätte ich nie eines der sozial- und

#### Inhaltsverzeichnis

<i>Beruf Volkskundler/in?</i>	<i>1</i>
<i>Leibniz-Preis für Thomas Hengartner</i>	<i>7</i>
<i>Foto-Projekt am Seminar für Volkskunde Basel</i>	<i>8</i>
<i>Mitteilungen/Communications</i>	<i>10</i>
<i>Buchanzeigen/Annonces de parution</i>	<i>12</i>
<i>Ausstellungen/Expositions</i>	<i>17</i>

geisteswissenschaftlichen Institute von innen gesehen. Das war 1980/1981. 20 Jahre später. Ohne es direkt so geplant zu haben, arbeite ich heute (zu einem guten Teil) als freiberuflicher Volkskundler – oder Kulturwissenschaftler, Ethnologe, Historiker; man hat nicht immer Einfluss darauf, wie das Umfeld dies gerade benennt, aber das ist ein anderes Problem. Jedenfalls hätte ich es damals auch selbst als unwahrscheinlich erachtet, je auf diese Weise einen Teil meines Lebensunterhaltes bestreiten zu können. Dennoch begann ich ein Studium und belegte jene als brotlos bezeichneten Fächer, die mich interessierten und deren Kombination mir als handwerkliche Basis sinnvoll erschien. Die emotionale Seite überwog die kalkulierende: «Lieber studiere ich das, was mir Freude macht, und gehe später nötigenfalls halt Teller waschen, kann aber zwischendurch etwas lesen, vielleicht sogar mal einen Artikel schreiben, als mit dem Studium an einer anderen Fakultät zwar mehr Geld, aber keine Zufriedenheit zu finden», pflegte ich auch vor sichtlich ratlosen Bekannten zu argumentieren. Ähnlich denke und handle ich noch heute und versuche – so unersperrlich das karrieremässig auch sein mag – nach Möglichkeit das zu tun, was ich in der jeweiligen Situation als richtig empfinde.

Wir sind bei einem ersten wichtigen Punkt angelangt; offensichtlich ist dieser individualpsychologischer Natur und wird von Faktoren wie Elternhaus, Freundeskreis, schulisches Umfeld, Weltanschauung usw. mitbedingt; Dinge, die wir hier nicht zu erörtern brauchen. Dennoch scheint mir die persönliche Motivation ausschlaggebend dafür zu sein, was später beruflich geschehen könnte. Was jemand bei einer Studienwahl an Visionen oder zumindest an Interessen mitbringt, wird zwar mehrmals revidiert werden (müssen), leitet aber die Studienschwerpunkte, Praktika und erste Erwerbsarbeiten derart, dass sich dabei Berufsfelder herauskristallisieren, dass im Verlaufe des Studiums Kompetenzen erworben werden, die später konkret einsetzbar sind.

### **Semesteralltag, Semesterferien**

Ohne mich dazu zwingen zu müssen, besuchte ich aus Neugierde eine thematisch breite Palette von Veranstaltungen, oft mit konkreter Ausrichtung, auch Dinge ausserhalb meiner eigentlichen Studienfächer, z.B. Angebote in den Bereichen wissenschaftliche Fotografie, Denkmalpflege, Archäologie, Germanistik. Einiges von diesem «Sammelsurium» war mir später von Nutzen. Anderes war als persönliche Bereicherung abzubuchen und gegebenenfalls weiss man noch, wo was zu finden ist. Vieles ist auch vergessen. Trotzdem: Den häufigen Blick über den Gartenzaun, wenn möglich auch ein Auslandssemester oder zwei, dazu möchte ich alle Studierenden ermuntern. Aber was von all dem «brachte» denn eigentlich am meisten?

Sprechen Ehemalige über ihre Studienzeit, erinnern sie sich erfahrungsgemäss immer wieder jener Veranstaltungen, die einen hohen Praxisbezug aufwiesen. Insofern wäre den Studierenden hinsichtlich des späteren Berufsalltags zu raten, möglichst Veranstaltungen mit Nützlichkeitscharakter zu besuchen. Das mag grundsätzlich richtig sein und es ist in der Tat so, dass mir die Museumsübungen, die Anleitungen zum Schreiben von Rezensionen,

die Feldforschungsübung, die Archivseminare mit Quellenmaterial, ein Ausstellungsprojekt und verwandte Veranstaltungen am meisten «gebracht» haben. Andererseits besteht ein Privileg dieses Lebensabschnitts auch gerade darin, auf den ersten Blick Nicht-Rentables tun zu dürfen; ohne den Druck der Wirtschaftlichkeit zu diskutieren, zu lesen, Ideen auszutauschen und Dinge zu unternehmen, die sonst niemand tut, doch die unsere Gesellschaft vielleicht mehr bräuchte als vieles, was anerkannt ist – wann ist die Zeit dazu, wenn nicht jetzt?

Ebenso viel wie bei den Veranstaltungen – wir kehren zum Utilitarismus zurück – lernte ich bei den verschiedenen Jobs während und zwischen den Semestern. Durch einen Zufall wurde die Stelle als Hilfsassistent am damaligen Schweizerischen Museum für Volkskunde in Basel frei (heute Museum der Kulturen, Abteilung Europa), eine 20%-Stelle, die mir während zwei Jahren vielseitige Einblicke in die materielle Kultur und einen kleinen, aber regelmässigen Verdienst neben dem Studium ermöglichte. Später fand ich während der Semesterferien bei Baudokumentation, archäologischen Grabungen und Museumsinventaren hier mal ein paar Tage, dort mal drei Wochen Arbeit. Glücklicherweise waren diese Arbeiten in der Regel anständig bezahlt, ohne Zweifel eine Motivation, die eingeschlagene Richtung weiter zu verfolgen. Natürlich lebte ich dabei erfahrungs- und wissensmässig von der Hand in den Mund. Daraus braucht auch niemand einen Hehl zu machen; *apprendre sur la tâche* bewährt sich – kombiniert mit einem Studium – in der Regel ebenso gut wie schriftliche Zertifikate. Jedenfalls erleichterten die dabei gewonnenen Informationen und Kontakte später in beruflicher Hinsicht manches.

### **Corriger la fortune?**

Unweigerlich folgt der Moment, «wo man auf den Arbeitsmarkt geworfen wird», und der Kollege, der diesen Ausspruch tat, fragte mich nach dem Lizentiat, was er jetzt wohl tun solle. Nun, besser wäre, es käme schon gar nicht zu dieser Frage. Was wäre also zu tun, damit man/frau später als VolkskundlerIn freiberuflich arbeiten kann?

Eingangs erwähnte ich bereits, dass ich dies nicht explizit geplant hatte, dass sich dies nicht einfach so planen lässt. Dazu gekommen ist es in meinem Falle dank einer oder mehreren Portionen Zufall, Glück, und – ohne damit in Selbstlob verfallen zu wollen – auch infolge vielseitiger Interessen und Aktivitäten. Teilnahme bei verschiedenen Arbeiten, die ersten zwei, drei Rezensionen, eine Bildlieferung für eine Zeitschrift oder mal für eine Ausstellung, ein erster kurzer Aufsatz – solche Dinge sprechen sich herum, entwickeln mit der Zeit eine Eigendynamik, es bahnt sich langsam etwas an, eine Anfrage hier, ein kleiner Auftrag da. Ein Beziehungsnetz entsteht.

Das reichte natürlich längst nicht zum Lebensunterhalt und ich habe in der ersten Zeit nach dem Studium mit dem einen oder anderen Gelegenheitsjob etwas Geld verdient. Dann folgten zwei Jahre Assistenz und drei Jahre Stipendium; eine Zeit, in der die eine oder andere Arbeit nebenbei gemacht und veröffentlicht werden konnte. Erwartungsgemäss geschehen solche

Dinge oft ehrenamtlich, und wo sie bezahlt werden, reicht es manchmal kaum zum Begleichen der Spesen – wer in dieser Situation noch Familie hätte, würde die hehre Wissenschaft wohl definitiv an den Nagel hängen. Wer unter 5000–6000 Franken monatlich nicht leben kann oder will, sollte einen anderen Weg wählen, zumal es über weite Strecken mit der Hälfte oder einem Drittel solcher Traumsaläre auszukommen gilt.

Seit Beendigung der Dissertation (1995) hatte ich an wechselnden Orten im Wallis je eine etwa 20%-Stelle im Museumsbereich; zugebenermassen ein komfortables Standbein, das die Deckung der Basiskosten (Miete, Krankenkasse) erlaubte. Darüber hinaus blieb genügend Zeit, um das eine oder andere Projekt zu verwirklichen, das nach einer mehrjährigen Durststrecke nun auch schon grösser und selbständiger daherkam. Diese Arbeiten zwischen Archivrecherche, Interviews, Abfassen von Berichten, Fotoreportagen, Zusammenstellen umfassender Dokumentationen, Mitarbeit bei Fernsehfilmprojekten, Buchproduktionen, Ausstellungen haben inzwischen einen Umfang erreicht, der die Kapazität eines Einzelnen dann und wann überschreitet. Bisweilen gilt es, vom Grafiker über den Vitrinenbauer bis zum Tierpräparator ein ganzes Team zusammenzutrommeln, die Inhalte und die Termine im Auge zu behalten und die Arbeiten der Einzelnen bis zum Tag der Ausstellungsvernissage unter einen Hut zu bringen – Aufgaben, in die man/frau im Verlauf der Jahre hineinwächst. In welchem Bereich dies auch immer sei, es geht um Grundsätzliches: Ein allmähliches Einspuren, Aktivitäten, die einem selbst auch Spass machen dürfen, können die Bahnen mitbestimmen. Man/frau wird nicht einfach auf einen Arbeitsmarkt geworfen, sondern gewinnt durch Eigeninitiative Terrain in Arbeitsfeldern, die einem auch liegen.

### **Zeit und Geld**

Neben der Abhängigkeit von einer Reihe spezialisierter MitarbeiterInnen ist es gelegentlich auch das Verhandeln mit den Auftraggebern selbst, das einige Kräfte beansprucht. Dass wissenschaftliche Arbeit nicht einfach eine Ehre ist, sondern dass man/frau auch leben und Miete bezahlen, essen, Soziallasten begleichen, Steuern zahlen, eine Fahrkarte kaufen und den Einkauf berappen muss, hat erst eine Minderheit der Zeitgenossen begriffen. Wer als VolkskundlerIn Bücher, Ausstellungen, Artikel, Filme und vergleichbare Dinge (mit)realisiert, wird immer wieder mit Kulturvereinigungen, Stiftungen, Gemeinden, Privaten, Dorfvereinen, Museen oder Firmen zu tun haben, die sich grosszügig wännen, indem sie einem für eine Arbeit von mehreren Tagen oder Wochen zwei-, dreihundert Franken anbieten wollen. Schwierig wird die Sache insbesondere dort, wo ein Teil der Arbeiten (oder in der Vergangenheit sogar alle) von Personen am Ort gratis in ihrer Freizeit ausgeführt wurden. Konfliktfelder zwischen Freiwilligenarbeit und Professionalität sind hier – wie z.B. auch bei der Arbeit im sozialen oder kirchlichen Bereich – vorprogrammiert. Wer in solchen Ausgangslagen selbst durchaus rasonable Vorstellungen über eine Entschädigung äussert, wird rasch als arroganter Studierter oder als, Zitat, Geldverrückter apostro-

phiert... (dass die Urheber dieser charmanten Komplimente standesgemäß in einer Villa an einer hier nicht näher zu lokalisierenden Goldküste residieren, sei nur am Rande vermerkt).

In dieser Ausgangslage ist immer wieder Rückgrat gefordert, es sei denn, man wolle dem System der Selbstaussbeutung ein Denkmal setzen. Ich werde noch einige Male erklären müssen, dass das Angebot mit den zweihundert Franken zwar liebenswürdig sei, doch bereits bei einem kleineren Projekt die Unkosten für Fahrten, Verpflegung, Filme, Entwicklung, Prints, Büromaterial und so weiter zwischen 1000 und 2000 Franken liegen.



***Beruf Volkskunde: Ohne dabei Berge versetzen zu können, ist manchmal auch physisches Anpacken gefragt (Transport eines Bergmodells für eine Ausstellung über Alpinismus. Hans Schmid (l.) und Werner Bellwald. (Foto Bernd Hartung, Berlin)***

Das grundsätzliche Problem ist offensichtlich: Nicht alle Tätigkeiten werden in unserer Gesellschaft gleich hoch bewertet. Wer einen Handwerker auf die Baustelle bestellt, bezahlt den Stundenlohn (je nach Unternehmen und je nach Region zwischen 60 bis 100 Franken) diskussionslos. Auch An- und Rückreise werden zeitlich abgegolten und die Infrastrukturkosten (Büro mit Einrichtung) mitgetragen. Es käme niemandem in den Sinn, dem Fachmann einer technischen Dienstleistung die Kompetenz bzw. die Rechnung dafür strittig zu machen.

Im Falle einer kulturwissenschaftlichen Dienstleistung verhält es sich umgekehrt. Zum einen wird der zeitliche Aufwand für eine einigermaßen seriöse

Arbeit massiv unterschätzt. Dass hinter einem Text von zehn, zwanzig Seiten schnell einmal ein, zwei Monate Literaturstudium, Archivarbeit, transkribierte Interviews und Bildrecherche stehen – vorausgesetzt, es wird etwas Neues erwartet und nicht einfach eine Zusammenfassung von Vorhandenem –, muss Aussenstehenden erst einmal erklärt werden. Der Unterschied zwischen professioneller Arbeit und hastigem Tagesjournalismus muss mittels konkreten Beispielen oft erst deutlich gemacht werden. Zum anderen besteht die Schwierigkeit darin, dass wir als Anbieter einer kulturwissenschaftlichen Dienstleistung in einem non-profit-Bereich der Gesellschaft operieren. Schulen, Kirchen, Erwachsenenbildung usw. stehen der Öffentlichkeit oft weit unter ihren Selbstkosten, ja gratis zur Verfügung bzw. wir finanzieren sie indirekt und bezahlen für eine Schulstunde, einen Gottesdienst oder einen Informationsabend keinen Eintritt. Und offensichtlich ist die Nützlichkeit von Kultur nicht so eindeutig messbar wie diejenige des Handwerks und der Technik. Es ist nicht allen gegeben, ihr Gegenüber zuerst einmal davon überzeugen zu müssen, dass es zum Leben nicht nur Kalorien, sondern auch geistige Nahrung braucht.

### **Anstelle eines Resümees**

Wie man heute mit volkskundlichem Gepäck als *freelance* lebt und wie es dazu kam, versuchte ich möglichst konkret zu schildern. Wo diese Zeilen allenfalls den Eindruck der Hagiographie oder des Hoheliedes von Beruf und Berufung erweckt haben, entsprach dies nicht meiner Absicht, im Gegenteil: Es liegt auf der Hand, dass damals wie heute mehr Glück als Verstand, oft mehr Zufälle als Planung mitspielen, und dass im Berufsalltag auch das eine oder andere misslingt. Ebenso klar ist, dass die Details nicht verallgemeinerbar sind. Vielleicht erlauben sie Einblicke in Strukturen, die bei Studienwahl, Fächerkombination, Veranstaltungsbesuchen wirksam werden und tendenziell in Richtung einer späteren freiberuflichen Tätigkeit führen können. Einen eigenen Weg zu finden bleibt allen selbst überlassen. Seien wir ehrlich: Wer unter sozialen Ängsten leidet, braucht diesen Weg nicht einzuschlagen, sondern wird sich nach Möglichkeit in einer Institution «versorgen» lassen und/oder Umschulung auf ganz andere Kompetenzgebiete in Kauf nehmen. Wenn ein (materiell) reiches Leben das Ziel ist, sollte vielleicht doch besser die Berufsberatung konsultiert werden als bei der Lektüre des Korrespondenzblattes der SGV zu verweilen...

*Dr. Werner Bellwald, Remparts 10, 1950 Sion*

### *Letzte realisierte Auftragsarbeit*

*«Einer der vollkommensten Männer» oder ein «priesterlicher Haudegen»? Kardinal Schiner aus der Sicht von Zeitgenossen und späteren Generationen. In: Erner Schriften, herausgegeben von der Gemeinde Ernen. 4 Bde., Visp 2001. Band 4, S. 5–55.*